

Der Duft der Dichtung

Es war im Frühjahr 1971, als ein Fünfzehnjähriger die Buchhandlung betrat, die auf seinem täglichen Schulweg lag und in der er schon des öfteren Bücher gekauft hatte, und nach einem bestimmten Buch eines Autors fragte, von dem er erst kurz zuvor in einer englischsprachigen Anthologie zwei Erzählungen gelesen hatte, die ihn so begeisterten, daß er unbedingt den Erzählband haben wollte, dem eine der Geschichten entstammte. Das Buch trug den poetischen Titel *The Golden Apples of the Sun*, und was der Junge nicht wissen konnte: es handelte sich dabei um die letzte Verszeile eines Gedichts des irischen Nobelpreisträgers William Butler Yeats, der, als der Junge die Zusammenhänge entdeckte, für längere Zeit zu einem seiner Lieblingsautoren werden und ihn zu jugendlichen Gedichten inspirieren sollte. Worauf er wenig später außerdem noch stoßen würde, war ein Lied des damals populären Folksängers Donovan, das *The Song of Wandering Aengus* lautete und mit den Verszeilen endete: „And pluck till time and times are done / The silver apples of the moon, / The golden apples of the sun.“...

Das Buch, das der Junge suchte, war natürlich nicht lagernd – es handelte sich um einen damals nur eingeweihten Kreisen begeisterter Science-Fiction-Leser bekannten amerikanischen Autor, noch dazu wollte der Jugendliche das Buch auf Englisch –, aber der einäugige Buchhändler, der ihn schon oft gut beraten hatte (wie der Mann sein Auge verloren hatte und warum ihm ein Mundwinkel immer etwas herabhing, was dem Gesicht etwas Maskenhaftes verlieh, konnte der Junge nie in Erfahrung bringen, es stachelte aber seine Phantasie an und ließ ihn allemöglichen Mutmaßungen anstellen), reichte ihm ein anderes Buch desselben Autors, das er zufällig lagernd hatte. In für die damalige Zeit typisch poppiger Aufmachung prangten Autorenname und Buchtitel auf dem Umschlag in verschlungenen Schriftzügen, darunter war ein seltsames metallisch schimmerndes Insekt zu erkennen, aus dessen Maul eine nadelartige Zunge ragte und das auf einem Berg verkohlter Bücher hockte, unter denen sich auch ein menschlicher Totenkopf befand, während im Hintergrund die verkohlten Reste eines Hauses rauchten.

Der Jugendliche nahm das Taschenbuch – mit seinen 158 Seiten wog es leicht in seiner Hand – und schlug es auf. Der Duft, der ihm entgegenstieg, eröffnete ihm eine neue Welt. Es war der Duft nach Druckerschwärze, Papier, Klebstoff und Staub, gewiß, aber darüber hinaus war es der Duft nach Gedanken und Formulierungen, nach Bildern und Metaphern eines

fremden Geistes, der aus den graustichigen Blättern zu ihm sprach, der Duft von Weite und Räumen, die ihm noch unbekannt waren und in die er vorzudringen beabsichtigte; es war der Duft der *Great Wide World Over There*, wie eine Erzählungen des Autors hieß, es war der Duft von Dichtung. Der Junge kaufte das Buch (es kostete 18 Schilling und vierzig Groschen, eine beträchtliche Summe bei einem monatlichen Taschengeld von 100 Schilling), und in unregelmäßigen Abständen kaufte er, wenn er das zuletzt erstandene Buch ausgelesen hatte oder ihn Ungeduld und Neugier in die Buchhandlung trieben, ein weiteres desselben Autors, öffnete es in dem schummrigen, von Büchern überquellenden Laden und roch mit geschlossenen Augen den Duft noch unbekannter Geschichten, die nur darauf zu warten schienen, von ihm gelesen, mehr noch: inhaliert zu werden. Und noch heute, bald vierzig Jahre danach, dringt, wenn ich sie öffne und in ihnen blättere, derselbe Duft aus diesen Büchern, gerade so, als wäre keine Zeit vergangen.

Seit dieser Zeit betrete ich Buchhandlungen und Bibliotheken stets in gespannter Erwartung, nimmt mich die Atmosphäre des Raumes so gefangen, daß es mir nur schwer gelingt, mich davon wieder zu lösen. Es ist nicht bloß der Geruch, der mich im Taumel von Regal zu Regal gehen und die Bücher, von denen manche schon seit Jahrhunderten hier lagern, öffnen läßt, es sind die Namen und Titel, vertraute, unbekannte, unaussprechliche, die mich auf in Sprache gebanntes Wissen und zu Geschichten gewordene Erfahrungen verweisen, es sind die die Phantasie anregenden oder irritierenden Bilder auf den Schutzumschlägen oder, bei alten Büchern, der Karton und das Leder des Einbandes, es ist der haptische Genuß, über die rauhe oder glatte Oberfläche streichen zu können, bei Prägedruckten wie ein Blinder mit den Fingerkuppen über die Vertiefungen zu tasten und den Beginn einer aus Jahrhunderten oder anderen Kontinenten zu mir aufsteigenden Nachricht zu entziffern, es ist das Geräusch störrischen, müden oder noch frischen Papiers, das sich unter dem sanften Druck der Finger biegt und an den anderen Blättern reibt, es ist der hinter Buchdeckeln verborgene vielstimmige Chor, von dem sich, wenn ich eines der Bücher öffne, eine Stimme abhebt und, zunächst zaghaft, dann immer deutlicher hörbar und, nach und nach, verständlich wird; es ist die Sinnlichkeit von Räumen, die Dichtung bergen.

Seit etlichen Jahren bin auch ich im Besitz eines Computers, und ich kann nicht umhin, gewisse Vorteile, namentlich die des Speicherns und Vervielfältigens von Texten, zu schätzen. Dennoch schreibe ich meine Texte, egal ob Prosa oder Lyrik, zunächst mit der Hand. Nicht aus Gewohnheit oder

wehmütiger Reminiszenz an eine sich verflüchtigende Epoche, sondern eher aus der Notwendigkeit, den Bleistift, den Kugelschreiber, die Feder in der Hand spüren, den Bewegungen der Hand folgen zu können (an denen sich dann der Geist entzündet), wie sie Wort um Wort aufs Papier setzt, Geschriebenes korrigiert, Korrekturen revidiert, Version um Version über- und untereinander setzt, einfügt, Eingefügtes versetzt und rückversetzt, Einschübe löscht oder um ein Wort, manchmal nur um eine Interpunktion verändert, bis das Blatt voll ist mit selbst für mich bisweilen nur schwer leserlichen Zeichen, die ich dann bei der Übertragung in den Computer entziffere und neuerlich einer Veränderung unterziehe, die noch lange nicht die letzte sein wird, da ich schon bald den ersten Ausdruck korrigieren werde und den zweiten und den dritten ebenso. Versuche, Korrekturen am Bildschirm durchzuführen, haben sich als wenig zielführend, meist sogar als hemmend oder sogar störend erwiesen: ich brauche die Möglichkeit, verschiedene Varianten vor mir zu sehen, um mich dann zwischen ihnen für die eine oder andere entscheiden zu können, ich brauche die Kalligraphie von Notizen (die schon während der Lektüre eines Werkes, das mich anspricht, beginnen und ihren Niederschlag finden auf den leeren Blättern am Ende dieses Buches), die Kreise, Pfeile, Striche, die verschiedenen Farben, das Kratzen des Bleistifts, der Feder auf dem Papier, die schlängelnden Bewegungen eines Textes bei seiner Entstehung.

Dichtung, Computer und Internet – eine unpoetische Allianz? Eher eine distanzierte Beziehung. Ich schätze es, auf der Suche nach Fach- oder nichtdeutschsprachiger Literatur, die ansonsten nicht oder nur unter größten Schwierigkeiten erhältlich ist, das Internet benützen oder mir sonst kaum zugängliche Informationen beschaffen zu können. Aber Dichtung im Internet, auf einem i-pod, in rein digitalisierter, dem Haptischen und Olfaktorischen unzugänglicher Form? Da fehlte mir das Poetische, Sinnliche von Büchern, und das beginnt nicht erst mit dem ersten Satz, den ich als Leser lese und im Geist in Bilder, Klänge, Gerüche oder Ideen übersetze, das beginnt mit dem Papier und dem Raum, dem der Verlag einem Gedicht auf einer Seite zubilligt, das beginnt mit dem Umschlag, dem Buchrücken und der Schrift, das beginnt, noch früher, mit dem Gang durch die Stadt in die Bibliothek, mit den verschlungenen Wegen durch ihre Räume, dem Suchen, Finden, sich Festlesen, mit dem Aufenthalt im Lesesaal mit seiner inspirierenden Atmosphäre, die Bücherwände und dutzende in Lektüre und Studium Versunkene erzeugen, dem Blättern, Schreiben, Flüstern, den leisen Schritten, dem dämmerigen Licht, der sich langsam im Körper ausbreitenden Müdigkeit; das beginnt mit dem Betreten einer Buchhandlung,

wenn die Menge der hier lagernden Bücher einen zu überwältigen droht, dem ziellosen Streifen und anregenden Schmöckern, wenn man da und dort ein Buch aus dem Regal nimmt, es begutachtet und in der Hand wiegt, bevor man es vorsichtig öffnet, auf der Suche nach nichts anderem als einer neuen Entdeckung, die geeignet ist, einen über die nächsten Jahre zu tragen, dem Duft von Dichtung.